

Mein Skizzenbuch

—
Gedichte

von

Margarete v. Schuch-Mankiewicz

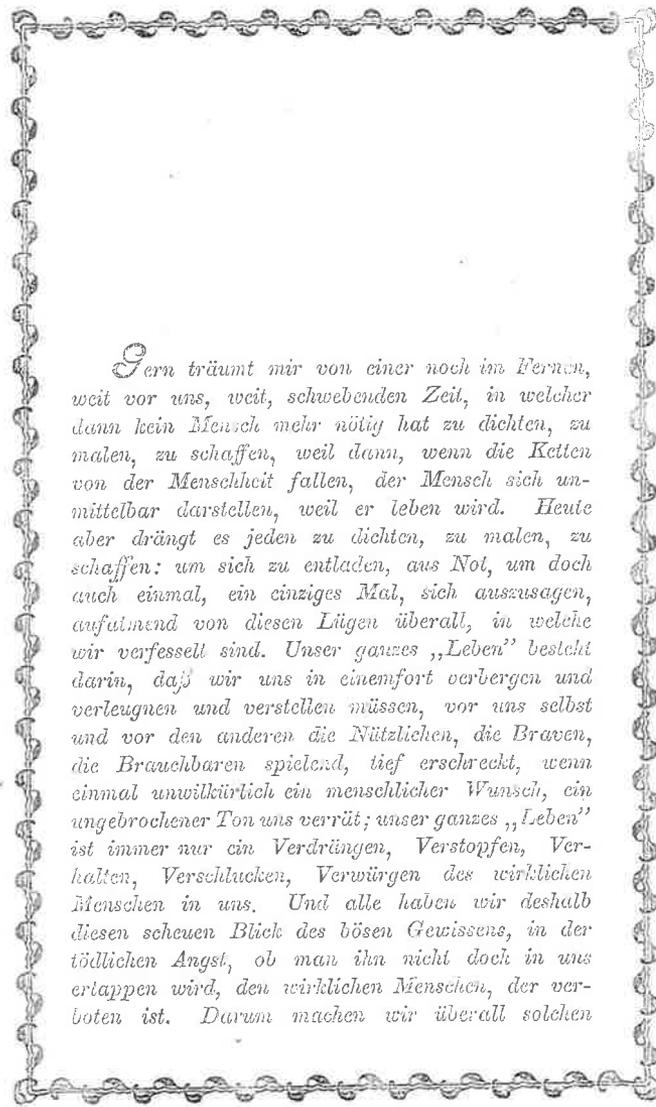
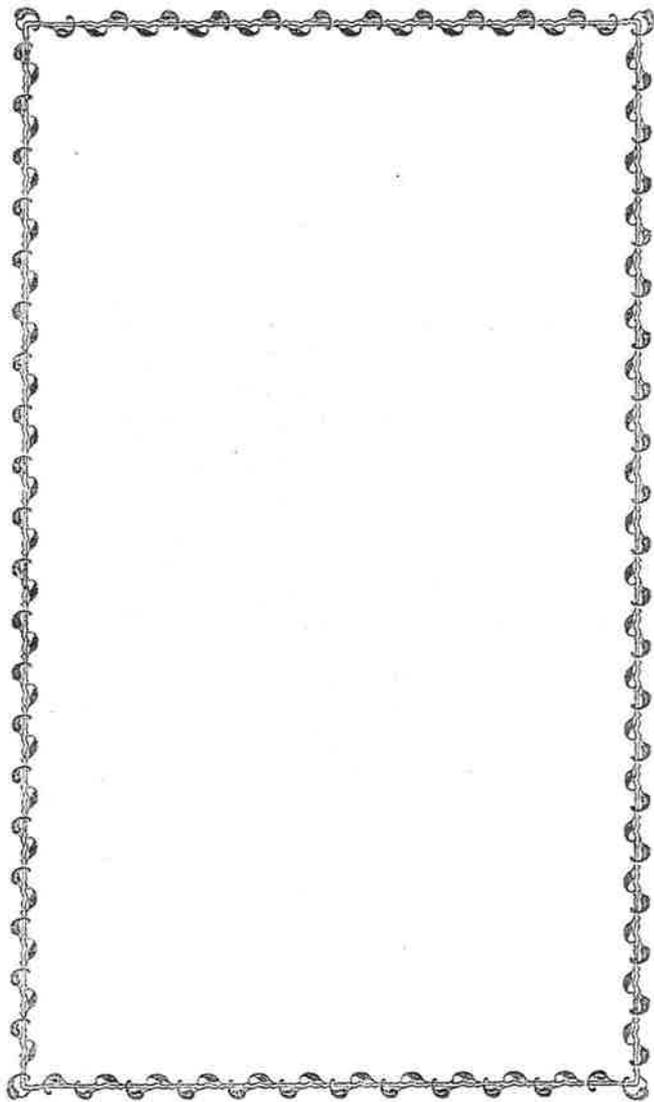


Wien und Leipzig 1908

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme





Gern träumt mir von einer noch im Fernen, weit vor uns, weit, schwebenden Zeit, in welcher dann kein Mensch mehr nötig hat zu dichten, zu malen, zu schaffen, weil dann, wenn die Ketten von der Menschheit fallen, der Mensch sich unmittelbar darstellen, weil er leben wird. Heute aber drängt es jeden zu dichten, zu malen, zu schaffen: um sich zu entladen, aus Not, um doch auch einmal, ein einziges Mal, sich auszusagen, aufatmend von diesen Lügen überall, in welche wir verfesselt sind. Unser ganzes „Leben“ besteht darin, daß wir uns in einemfort verbergen und verleugnen und verstellen müssen, vor uns selbst und vor den anderen die Nützlichen, die Braven, die Brauchbaren spielend, tief erschreckt, wenn einmal unwillkürlich ein menschlicher Wunsch, ein ungebrochener Ton uns verrät; unser ganzes „Leben“ ist immer nur ein Verdrängen, Verstopfen, Verhalten, Verschlucken, Verwürgen des wirklichen Menschen in uns. Und alle haben wir deshalb diesen scheuen Blick des bösen Gewissens, in der tödlichen Angst, ob man ihn nicht doch in uns erlappen wird, den wirklichen Menschen, der verboten ist. Darum machen wir überall solchen

Lärm, damit man ihn nicht hören soll, der tief unten schreit. Und fürchten das und wünschen es zugleich, weil dann vielleicht, wenn der Aufschrei des verratenen Menschen im Kreise rings erwidert würde, doch endlich das Ende wäre, das Ende der das Leben erstickenden Gewalt. Danach sehnen wir uns, aber keiner hat den Mut dazu. Und so meinen wir uns dichtend, malend, schaffend zu beschwichtigen und zu betören, und um uns zu betrügen.

Dies lassen mir jetzt, verehrte Frau, Ihre Gedichte wieder durch das Herz gehen. Dem Artisten, der in mir ist, haben sie nichts zu sagen; und manchmal sind es mir nur Worte, die rinnen, Klänge mit Farben, die gleiten, so dahin. Plötzlich aber ist es zuweilen seltsam, ich muß aufsehen, es horcht in mir. Plötzlich, bei einer Biegung der Verse, wird es mir wie ein Grüßen aus der Ferne. Denn ich höre dann plötzlich in der Ferne schreien. Ich höre aus den Gedichten den verbotenen Menschen schreien.

Und sie haben diese wunderschöne Sehnsucht! Eine Sehnsucht, wie ein helles, kleines Kind, das im Wagerl sitzt, und das weiße Wagerl wird durch den Garten geführt, und das kleine Kind sitzt und schaut und streckt die lieben dummen dicken Hände greifend aus. Wohin? Was will es greifen? Das Kind weiß es nicht, die kleinen Hände wissen's nicht, sie strecken sich nur und greifen aus. Greifen hinaus und möchten das alles, was durch den Busch und über den Bergen glänzt, und die grüne Wiese und die blaue Weite und über den Wolken die winkende Welt und alles möchten sie. Solchen lieben Kinderhänden gleicht

Ihre Sehnsucht. Greift hinaus und möchte. Möchte den klaren Bach mit den gelben Dotterblumen und möchte das stille Klingen alter Lieder und möchte Schwerter, die schwirren, und nachschleichende Dolche und Blut und Purpur und Kuß und erleuchteten Saal und das Geheimnis schwarzer Nächte und den Tanz von Sternen und den Ernst der Tannen und möchte, greift und möchte. Plötzlich aber ist sie still, vor Angst, und sie stockt, und dann höre ich, ganz weit, den verbotenen Menschen schreien.

Hermann Bahr